

Meine Damen und Herren,
keine Schlacht, kein Kampf (außer vielleicht der Hermannsschlacht im Jahre 09) hat die Deutschen in ihrer Geschichte so sehr berührt und aufgewühlt wie die Völkerschlacht von Leipzig im Oktober 1813.
Von 1796 - 1810 hatte, wie bekannt, Frankreich unter Führung des genialen Feldherrn und Machtmenschen Napoleon fast ganz Europa erobert; Napoleon zerstörte das tausendjährige Reich der Deutschen, schlug Österreich, Italien, Spanien, hatte alle Gebiete links des Rheins Frankreich einverleibt, die westlichen deutschen Fürstentümer als Rheinbund unter seine Schutzmacht gepreßt, die Länder dann nach eigenem Gutdünken neu aufgeteilt und u. a. auch seiner Verwandtschaft geschenkt, z.B. wurde sein Bruder Jerome König des neuen Kunststaates Westfalen - Bruder Josef bekam Neapel - Bruder Louis Holland.
Schließlich wurde auch Preußen, das zu lange neutral geblieben war und mit einer Gegenwehr gezögert hatte, in der Schlacht von Jena und Auerstedt 1806 fast vernichtet; es wurde zur Abtretung aller seiner Gebiete westlich der Elbe gezwungen und hatte Forderungen zu erfüllen, die den Reststaat zu Grunde richten mußten. König Friedrich Wilhelm III. und die von allen geliebte Königin Luise flohen nach Ostpreußen, schließlich in dessen nördlichsten Zipfel nach Memel. Luise hatte immer wieder zusammen mit den großen Männern des Militärs und der Politik den offenen Kampf gegen Napoleon von ihrem Mann gefordert - ohne Erfolg, bis es dann zu spät war. Sie starb 1810 mit nur 34 Jahren an dieser für ihr Volk, für sie und ihre Familie unerträglichen Schmach und Schande,

nachdem sie noch nach der verlorenen Schlacht von Jena und Auerstedt in einer Unterredung mit dem Imperator in Tilsit vergeblich um günstigere Friedensbedingungen für das geschundene Preußen gekämpft hatte.

Dieser demütigende und entehrende Vertrag von Tilsit besiegelte die fast völlige Vernichtung Preußens.

Als eine der letzten Gebiete auf dem mittel- und westeuropäischen Kontinent hat das kleine Herzogtum Oldenburg die Segnungen des Code Napoleon erfahren dürfen.

Durch den vorhin erwähnten Vertrag von Tilsit 1807 hatte Herzog Peter Friedrich Ludwig, der ja mit dem dritten Vertragspartner dem Zaren Alexander I. von Rußland verwandt war - er war dessen Onkel -, die Versicherung bekommen, daß Oldenburg seinen Status als selbständiges Herzogtum behalten dürfe. Leider hat sich Napoleon selten an Verträge gehalten, und so auch nicht an diesen. Und weil er seinen Haßgegner England, den er die „Tyrannei der Weltmeere“ nannte, vom europäischen Kontinent abschneiden wollte, mußte er die letzte Lücke, durch die England seine Waren auf den Kontinent lieferte, das war das kleine Herzogtum Oldenburg, dicht machen. Also wurde Oldenburg besetzt und Herzog Peter Friedrich Ludwig wurde von Napoleon kurzerhand entthront. Schweren Herzens ging der Herzog 1811 in die Emigration nach Petersburg.

Angekommen in Oldenburg bemerkten die französischen Besatzer höchst erfreut: „Im allgemeinen ist die öffentliche Stimmung gut, die Leute sind unterwürfig...“

Nachdem sie sich dann in den öffentlichen Kassen erst einmal ausgiebig bedient hatten, hielt der franz. Präfekt zur Vereidigung der oldenburgischen Beamten in der

größten Kirche der Stadt, der Lambertikirche, eine Rede (auf französisch natürlich), die also beginnt:

„Franzosen! Mit diesem schönen Namen begrüße ich Sie, Bewohner dieser Gegenden, jüngst noch Oldenburger! Im Namen S.M. des Kaisers der Franzosen ergreife ich Besitz von diesem Land, auf daß es für immer mit Frankreich vereinigt bleibe... Unter der Ägide der Stärke, der Weisheit und des Genies werden sich Ihnen neue Quellen des Wohlstands eröffnen...“

(Kurz man versprach den Oldenburgern den Himmel auf Erden.)

Der franz. Präfekt beendete seine Rede so: „Jeder von Ihnen ohne Ausnahme und Unterschied hat sich hinführo des vollen Genusses aller seiner bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte zu freuen, und die kraft- und machtvolle Hand, welche im alten Frankreich die Ketten der Sklaverei brach, das Ungeheure der Anarchie zerschmetterte, aus dem Heiligtum der Tempel den Fanatismus und die Intoleranz verbannte, sichert Ihnen auf immer unter dem Szepter der Ordnung und der Gesetze, das schöne Erbteil der Franzosen zu: Ruhm und Glückseligkeit.“

Damit Freiheit und Toleranz auch verwirklicht werden konnten, wurden die höheren Beamtenstellen erst einmal mit Franzosen besetzt, und die Amtssprache wurde französisch; selbst im Theater, so las ich, gab es strenge Zensur, das Wort „deutsch“ z.B. war auf der Bühne unter Strafe verboten

Ich nehme an, daß in anderen deutschen Ländern von den Besatzern recht ähnlich gehandhabt wurde: Es war also nicht nur der Machtmensch Napoleon, der sich die Welt

untertan machen wollte, sondern Frankreich verstand sich, besonders nach der blutigen Revolution, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und die sogenannten „Menschenrechte“ proklamiert hatte, als „Vorvolk“ Europas, als Inbegriff der „Zivilisation“. Mensch und Franzose waren gleichzusetzen, und da es in ihrem kosmopolitischen Denken keine ethnischen oder gar rassischen Unterschiede gab, konnte jeder ein Franzose sein und natürlich glücklich, dieser „Grand Nation“ angehören zu dürfen.

Kommen wir jetzt zu dem Schriftsteller Gustav Freytag und seinem Kapitel „Die Erhebung“ aus der Reihe „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“, die er in der Zeit von 1859–1867 geschrieben hatte. Freytag berichtet nun leider nicht aus dem eben erwähnten Oldenburg, sondern aus den deutschen Ländern, in denen die heißen Schlachten dieses Krieges stattgefunden hatten und wo die fremde Militärmacht weit brutaler hauste als im kleinen Oldenburg, und das war u.a. Preußen:

Der größte Segen, so beginnt Gustav Freytag, welchen die Reformatoren der Erde nachkommenden Geschlechtern hinterlassen, liegt selten auf dem, was sie selbst für die Frucht ihres Erdenlebens halten, nicht auf den Lehrsätzen, um die sie kämpfen, leiden und siegen, von ihren Zeitgenossen gesegnet und verflucht werden. Nicht ihr System ist das Bleibende, sondern die zahllosen Quellen eines neuen Lebens, welche unter ihrer Arbeit aus der Tiefe der Volksseele ans Licht treten. (...) Das System Friedrichs des Großen wurde wenige Jahrzehnte nach seinem Tode durch fremde Sieger als eine unvollendete menschliche Erfindung widerlegt. Aber das beste Ergebnis seines Lebens blieb ein dauerhafter, unvertilgbarer Erwerb für Preußen und

Deutschland. Er hatte in Tausenden seiner Beamten und Krieger Eifer und Pflichttreue, in Millionen seiner Untertanen Anhänglichkeit an sein Haus lebendig gemacht; er hatte als ein weiser Haushalter überall die Saat des geistigen und wirtschaftlichen Gedeihens ausgestreut. Das war das Bleibende seines Staates, der vortrefflich bearbeitete Boden, auf welchem das neue Leben aufblühen konnte... Nach der Schlacht von Jena und Auerstedt 1806 – (20 Jahre nach dem Tod Friedrichs des Großen), als das preußische Heer zerschlagen, das Land von Fremden überschwemmt war, als die bittere Not zwang, das Leben zu suchen, wo es zu finden war, da begann, noch während die feindlichen Gewalten zerstörten, die frische Kraft der Nation ihre Arbeit. Gerade jetzt wurde deutlich, wie tüchtig der Grundstoff war, der sich in Preußen vorfand... Unerhört wie der Fall, ebenso unerhört war die Erhebung.

Groß ist, wie gesagt, die Not in Preußen, denn es ist die Absicht des französischen Kaisers, auch dem Teil von Preußen, dem er ein Scheinleben lassen will, alle Adern zu öffnen, damit es sich verblute. Unerschwinglich sind die Kriegssteuern, die französische Armee wird über das Land verteilt, Offiziere und Soldaten werden den Bürgern in die Häuser gelegt, sie sollen gefüttert und vergnügt werden... Der fremde Soldat soll sich für die Mühsal des Krieges entschädigen: Wir sind die Sieger! In Berlin spannt der französische Generalintendant Daru seine Forderungen mit jedem Monat höher. Auch die demütigenden Bedingungen des Friedens von Tilsit sind noch zu gut für Preußen, und so verändern die Gewalthaber ihre Bestimmungen: sie steigern die Kriegskosten. Allein in den ersten zwei Jahren hatten sie mehr als 1 Milliarde und 130 Millionen aus dem Land gepreßt, das nur noch den Namen Preußen trägt.

Auch über Handel und Verkehr legt sich vernichtend die neue Oberherrschaft. Durch die Kontinentalsperre wird Einfuhr und Ausfuhr fast aufgehoben. Die Fabriken stehen still, der Umlauf des Geldes stockt, die Zahl der Bankrotte wird übergroß, auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens werden unerschwinglich; die Menge der Armen wächst zum Erschrecken, kaum vermögen die großen Städte die Scharen der

Hungernden, welche die Straßen durchziehen, zu bändigen.

Der etwas Wohlhabendere verringert seine Bedürfnisse und entsagt kleinen Genüssen, an die er gewohnt war. Er trinkt z.B. statt des Kaffees geröstete Eicheln, ißt Schwarzbrot u. Roggen; man einigt sich, keinen Zucker mehr zu gebrauchen, statt Tabak wird Huflattig geraucht und der Wein aus Johannesbeeren gekeltert. So verzichtet mancher ganz bewußt auf gerade die Bedürfnisse, welche der Tyrann mit seinem Monopol belegt hat.

Aber während die französische Trommel durch die Straßen Berlins wirbelt und die Spione der Fremden um die Häuser lungern, beginnt die Wissenschaft ihr großes Werk. Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte hält seine Reden an die deutsche Nation, er sagt unter anderem:

Nicht die Gewalt der Armee, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. Ob es uns jemals wieder wohl gehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder ein Wohlsein an uns kommen, wenn nicht jeder einzelne unter uns in einer Weise tut und wirkt, als ob er allein sei und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter ruht.

Und aus dem äußersten Nordosten des Staates (in Königsberg), wo jetzt die größte Kraft des preußischen Beamtentums an der Spitze der Geschäfte steht (*nämlich Freiherr vom Stein und Karl August von Hardenberg*) von dort beginnt eine völlige Umgestaltung des Volkes: Die Erbuntertänigkeit wird aufgehoben, das Grundeigentum freigemacht, die Städte erhalten Selbstregiment. Der alte Gegensatz der Stände wird gebrochen, die Privilegien des Adels abgeschafft.

Und auch im Heer bereitet der Oberst Gerhard von Scharnhorst die Neubildung vor. Die schon 1733 im Grundsatz festgelegte allgemeine Wehrpflicht wird verkündet, ein Volksheer soll geschaffen werden. Scharnhorst sagt: **Man muß der Nation das**

Gefühl der Selbständigkeit einflößen; man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich selbst annimmt; erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen die Achtung zu erzwingen wissen...

Im Jahre 1808 steht der Preuße nicht mehr mutlos. Die ersten politischen Gesellschaften bilden sich, Bildungsvereine, Offiziersclubs, ein Tugendbund, wissenschaftliche Kränzchen, sie alle haben denselben Zweck, ihr Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien, das Volk heranzubilden zum nahen Kampf. Der Dichter Heinrich von Kleist fand dafür ganz schlichte Worte in seinem Dialog: ‚Von der Liebe zum Vaterlande.‘

Frage: *Du liebst dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?*

Antwort: Ja. mein Vater, das tu' ich.

Warum liebst du es?

Weil es mein Vaterland ist, Vater.

Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viele schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?

Nein, mein Vater, du verführst mich.

Ich verführe dich?

Denn Rom und das ägyptische Delta sind, wie du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst und allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn deines Sohnes Schicksal wollte, daß er darin leben solle, so würde er sich traurig

fühlen, und es nimmermehr so lieb haben, wie jetzt

Deutschland!

Warum also liebst du Deutschland?

Mein Vater, ich habe es dir schon gesagt!

Du hättest es mir schon gesagt?

Weil es mein Vaterland ist.

Geheimschriften werden verfaßt und in Umlauf gebracht, aber schwer wird es den ungeübten Verbündeten, die Späher des Feindes zu täuschen...

Der Buchhändler Palm z.B. hatte eine anonyme Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ herausgegeben und verteilt, er wurde verraten und auf Befehl Napoleons erschossen. Selbst Freiherr vom Stein, dem nicht nur Preußen, sondern Deutschland am Herzen lag, er hatte immer gesagt:

„Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wiederzuerlangen. Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit.“

Selbst er konnte nicht verhindern, daß sein Aufstandsplan gegen die Fremdherrschaft verraten wurde, und er auf Napoleons Betreiben die deutschen Lande verlassen mußte.

Da das preußische Heer auf französischen Befehl nicht mehr als 42.000 Mann betragen darf, wird es auf Initiative von Scharnhorst im geheimen auf die doppelte Zahl gebracht (z. B. dadurch, daß man die Dienstzeit herabsetzte, häufige Beurlaubungen gestattete und in dieser Zeit neue Rekruten ausbildete - das sogenannte

Krümpersystem) .

In allen Militärwerkstätten sitzen die Soldaten aus dem Handwerkerstande und arbeiten an den Vorkehrungen für den künftigen Krieg, der die Befreiung bringen soll.

Und tatsächlich scheint endlich die Zeit gekommen, wo ein Kampf möglich ist, denn Napoleon rüstet zum Krieg gegen Rußland (1812). Schon läßt der Staatskanzler Hardenberg dem französischen Gesandten sagen, daß Preußen sich nicht ohne Todeskampf zerstören lasse und mit hunderttausend Kriegern einem feindlichen Angriff entgegentreten werde. Aber König Friedrich Wilhelm III. kann den Entschluß dieses verzweifelten Widerstand nicht mittragen; im Gegenteil, er stellt, - wenn auch von Napoleon gezwungen -, die Hälfte seines stehenden Heeres 20 000 Mann der Großen Armee der Franzosen zur Verfügung.

Die letzte Hoffnung der Patrioten scheint verloren, und eine große Anzahl bewährter preußischer Offiziere erbitten und erhalten den Abschied vom Heer: Gneisenau, Blücher, Scharnhorst, Clausewitz.

Clausewitz greift den König sogar direkt an, in dem er sagt:

Nie hat es eine Nation gegeben, welche den unmittelbaren Druck, den eine andere gegen sie ausübt, anders erwidert als mit Haß und Feindschaft. Nur wir haben die Afterweisheit, diesen Narrenstolz, der sich einbildet, eine Krone zu tragen, während man eine Sklavenkette schleppt.

Diese patriotischen preußischen Offiziere verlassen ihren Dienst und gehen nach Rußland, um von dort aus gegen Napoleon zu kämpfen.

Aber leider schwindet so für die Preußen selbst wieder die Hoffnung. In unabsehbare Ferne scheint die Befreiung gerückt.

Aber überall im nördlich Deutschland brennt der Haß gegen den fremden Kaiser -

auch westlich der Elbe, wo seine unaufhörlichen Kriege die männliche Jugend auf die Schlachtbank führen.

Die Aushebung der Soldaten für die ‚große Armee‘ wird dort als Todeslos betrachtet: Ich lese aus der Oldenburgischen Chronik des Gerichtspräsidenten Runge aus dem Jahre 1831. Der schreibt über diese Zeit:

Nichts diente mehr, gleich anfangs das neue Gouvernement verhaßt zu machen, als die Aushebung der Schiffer zum Seekriegsdienst, die nicht nur mit empörender Härte sondern auch selbst mit Verletzung der französisch-gesetzlichen Vorschriften vollzogen wurde, um die geforderte Zahl nur recht schnell zusammenzubringen. Sie war das Vorspiel zu der Aushebung für den Kriegsdienst zu Lande, die die Blüte der Jugend verzehrte zum Zweck der Befestigung und Erweiterung des Kontinentaldespotismus und der Vertilgung alles dessen, was einem Deutschen Volke eigentümlich, teuer und heilig ist... /so schreibt Runge im Jahre 1831

weiter bei Gustav Freytag: Die Kosten eines Stellvertreters (für den Kriegsdienst in der „Großen Armee“) sind auf zweitausend Taler gestiegen. Auf allen Straßen sind die Trauerkleider zu sehen, welche die Eltern um die verlorenen Söhne tragen. Aber am gewaltigsten ist der Haß in Preußen, in jedem Haus, in jeder Familie ruft er unablässig zum Kampfe. Alles Schlechte, Verdorbene, Frevelhafte, alle Hinterlist und Grausamkeit, Verleumdung, Tücke und ruchlose Gewalt wird gallisch und corsisch gescholten. Und alles - Sprache, Poesie, Wissenschaft - arbeitet dort in der Stille gegen Napoleon und sein fremdes Wesen. Ebenso wie der Schriftsteller, Politiker und Turnvater **Friedrich Ludwig Jahn** nennen den Kaiser auch andere nicht mehr beim Namen, er wird „Er“ genannt, wie einst der Teufel.

Jahn greift auch die Vernachlässigung der deutschen Sprache an. Er sagt unter anderem:

Unglückliches Deutschland! Die Verachtung deiner Muttersprache hat sich fürchterlich gerächt. Du warst schon länger dir unwissend durch eine fremde Sprache besiegt, durch Fremdsucht ohnmächtig, durch Götzendienst des Auslandes entwürdigt. Nie hätte dein Überwinder so vielfach in einem andern Lande gesiegt, wo die Vergötterung der Sprache der Sieger nicht mitgefochten ... Diese Sprache hat deine Männer betört, deine Jugend verführt, deine Frauen entehrt...

Gustav Freytag schreibt:

So werden die Menschen in Preußen durch sechs Jahre (1807 – 1813) gehärtet. Aber es war kein ein großer Staat mehr, welcher dann im Frühjahr 1813 zu seinem Kampf auf Leben und Tod rüstete. Was von Preußen übrig war, umfaßte nur 4 700 000 Menschen. Dieses kleine Volk hat aber im ersten Feldzug ein Heer von 247 000 Mann ins Feld gestellt, von je neunzehn Menschen, Frauen, Greise und Kinder mitgerechnet, je einen... (umgerechnet würde es bedeuten, daß wir in der BRD heute 4 Mill. Soldaten hätten)

Dazu war Preußen ein sehr armes Volk, welches in den Krieg zog. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker kämpften seit Jahren fruchtlos gegen diese trübe Zeit; dem Landwirt war mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine besten Pferde aus dem Stall geführt worden; das verschlechterte Geld, welches im Land umrollte, störte den Binnenverkehr mit dem nächsten Nachbarn, die ersparten Taler aus besserer Zeit waren längst ausgegeben.

Und die Marschlinie der Großen Armee Napoleons hinterließ natürlich einen besonders bedrückenden Mangel an notwendigen Lebensmitteln...

Es ist wahr, heißer Schmerz über den Sturz Preußens und tiefer Haß gegen den Kaiser Frankreichs arbeiteten in dem Volk. Aber großes Unrecht würde den Preußen tun, wer ihre Erhebung vorzugsweise aus einem düsteren Fanatismus herleiten wollte. Davon ist in diesem Land keine Spur. Im Gegenteil, durch das ganze Volk geht ein Zug von

Wärme, ja von einer stillen Heiterkeit, die uns unter all dem Großen dieser Zeit am meisten rührt. Es ist gläubiges Vertrauen zur eigenen Kraft, die Zuversicht zu der guten Sache.

Durch Jahrhunderte hatte der Einzelne in Deutschland unter der Herrschaft des Staates gestanden, oft sogar ohne Liebe, Freude und Ehre, immer aber ohne den tätigen Anteil. Jetzt in der höchsten Not nahm das Volk sein altes unveräußerliches Recht wieder in Anspruch. Seine ganze Kraft warf es freiwillig in einen tödlichen Krieg, um seinen Staat vom Untergang zu retten.

Nicht nur wie diese Erhebung in hervorragenden Personen, sondern wie sie im Leben des sog. ‚Kleinen Mannes‘ sichtbar wurde, soll dargestellt werden.

Es war nach dem Neujahr 1813. Das scheidende Jahr hatte dem neuen einen strengen Winter als Erbschaft zurückgelassen.

In Berlin, in den großen und in den mittelgroßen Städten standen die Leute in Haufen vor dem Postamt. Glücklicher, wer zuerst das Zeitungsblatt nach Hause trug. Kurz und vorsichtig war der Bericht über die Ereignisse dieser Tage, denn in Berlin saß der französische Militärgouverneur und bewachte jede Äußerung der verschüchterten Presse. Dennoch war längst die Kunde von dem Schicksal der großen Armee Napoleons bis in die entlegendste Hütte gedrungen, zuerst dunkle Gerüchte von Not und Verlust, dann die Nachricht von dem ungeheuren Brand in Moskau. (16.

September 1812) Von einer Flucht durch Eis und Wüsteneien, von Hunger und unsäglichem Elend. Vorsichtig sprach nicht nur die Presse, sondern auch das Volk darüber, denn die Franzosen lagerten ja nicht nur in der Hauptstadt und in den Festungen des Landes, sie waren auch in den kleineren Städten und sie hatten ihre geheimen Helfershelfer in allen Provinzen, Späher und verhaßten Angeber denen der Bürger aus dem Weg ging. **(Als Einschübsel wieder etwas aus der Provinz Oldenburg und ganz persönlich aus meiner Familie, (die vor 200 Jahren); mein Ur-Ur-Ur-Großvater war zu dieser Zeit Bürgermeister (Mairie) in Delmenhorst, in**

unserem Familienstammbuch heißt es: Skizzen aus der Mairie Oldenburg 1811-13: Die ewige Mahnung, überall herumzuspionieren und zu berichten, muß den eingeborenen Beamten oft lästig gewesen sein, und mancher machte in dieser Hinsicht aus seinem Herzen keine Mördergrube. Hier der Brief von dem Maire von Delmenhorst Barnstedt an den Polizeikommissar Schlaeger in Oldenburg:

Delmenhorst, 9. Januar 1812

„In Beantwortung Ihres Schreibens vom 8. cr., in welchem sie mich wiederholt auffordern, über alles, was sich in meiner Kommune zuträgt, auch wenn es noch so unbedeutend scheinen sollte, Bericht zu erstatten, muß ich erinnern, mir specifische davon die Details mitzuteilen, worüber ich berichten soll. Es fehlt mir selbst an Zeit und Lust, in allen Klubs und Wirtshäusern auf unbedeutende Neuigkeiten zu warten; auch ist mir kein Geld angewiesen, zu diesem Zweck Polizeidiener zu halten...

Zurück nach Preußen und zu Gustav Freytag: Seit den letzten Tagen wußte man, daß der Kaiser selbst von seinem Heer geflohen war. In offnem Wagen, nur einen Begleiter neben sich, war er verhüllt, als Herzog von Vicenza, Tag und Nacht durch preußisches Land gefahren. 4 Monate später war er wieder in Paris angekommen, man las in den Zeitungen, wie glücklich Paris war, wie zärtlich ihn seine Gemahlin und sein kleiner Sohn begrüßt hatten, wie wohl sich der Kaiser befände, und daß er von neuem rüste...

Und man las weiter, daß seine große Armee in furchtbaren Massen über Preußen zurückkehren sollte, und man sah, was von der großen Armee übrig war.

In den ersten Tagen des Jahres 1813 fiel ungeheurer Schnee. Weiß wie ein Leichentuch war die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstraße... Es waren die rückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahr

der aufgehenden Sonne zugezogen, nach Rußland, mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanz und empörendem Übermut. Endlos waren die Truppenzüge gewesen, Tag für Tag ohne Aufhören hatte sich die Masse von 650 000 Mann durch die Straßen der Städte gewälzt, nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehen, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Riesenmacht des Kaisers war tief in die Seelen gedrückt... Einen Monat hatte der endlose Durchzug gedauert, wie Heuschrecken hatten die fremden Soldaten von Kolberg bis Breslau das Land aufgezehrt...

Aber was jetzt zurückkehrte war wie eine klägliche Herde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten, es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen, aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, lautlos wie ein Totenzug nahten sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, die Uniformen zerlumpt und unsauber. Was jeder nur gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdedecken; Teppiche, Schals, Weiberröcke wie spanische Mäntel umgehängt, frisch abgezogene Häute von Katzen und Hunden. Jede Art Kopftracht tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den unteren Teil des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerrot, erloschen lagen die dunklen Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel, vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken und Lappen. Alle wankten auf Stöcken gestützt, lahm und hinkend.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraße heran. Dämonisch das lautlose Erscheinen der schrecklichen Gestalten, entsetzlich die Leiden, welche sie mit sich brachten; die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Hunger nicht zu stillen, behauptete das Volk.

Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den warmen Ofen, als wollten sie hineinkriechen. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, einzeln vermochten sie nicht aufzuhören, bis sie starben.

Der Landprediger Schlosser schreibt in seinen Erinnerungen: „Damals behaupteten

die Bürger, das sei ein Hunger von Gott; einst hätte die Soldaten die schönsten Weidengaben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf dem Boden gekollert, jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt werden zu können.“

Überall in den Städten an der Heerstraße waren für die Heimkehrenden Lazarette errichtet, und sogleich waren alle Krankenstuben überfüllt, giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche herausgetragen wurden; wer von den Fremden vermochte, schlich nach notdürftiger Ruhe, müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen:

„Es irrt durch Schnee und Wald umher,

das mächtige Franzosenheer:

der Kaiser auf der Flucht,

Soldaten ohne Zucht,

Ritter ohne Schwert,

Reiter ohne Pferd,

Flüchtling ohne Schuh,

nirgends Rast und Ruh.

Mit Mann und Roß und Wagen,

so hat sie Gott geschlagen.“

Und hinter den Flüchtlingen gellte bisweilen der höhnende Ruf: „Die Kosaken sind da!“ Dann kam in die flüchtige Masse eine Bewegung des Schreckens und schneller wankten sie zum Tore hinaus.

Das waren die Eindrücke des Winters 1813. Unterdessen hatte die Zeitung gemeldet, daß der preußische General York Monate zuvor eigenmächtig einen Neutralitätsvertrag mit den Russen abgeschlossen hatte (die sog. Konvention von Tauroggen vom 30. Dez. 1812, worauf er gegen den Willen des Königs mit seinem preußischen Korps von 20 000 Mann nicht mehr am Krieg Napoleons gegen Rußland teilnahm: Yorck, dem sein Handeln den Kopf kosten konnte, schrieb dem König u.a.: „Jetzt oder nie ist der Moment,

Freiheit, Unabhängigkeit und Größe zu erlangen...") Doch mit Schrecken hatte der Preuße gelesen, daß der König diesen Vertrag verwarf und den General entlassen hatte. Aber gleich darauf sagte man sich, daß das nicht ernst werden könne, denn der König war aus Berlin, wo er vor den Franzosen nicht mehr sicher war, nach Breslau abgereist. Jetzt hoffte man...

Sie hören jetzt den Yorkschen Marsch von Beethoven
Beethoven hatte zu einem französischen Offizier gesagt:
„Wenn ich als General von der Strategie verstünde, was ich als Komponist vom Kontrapunkt verstehe, dann wollt ich euch schon zu schaffen machen!“

Musik

Weiter Gustav Freytag:

In der Berliner Zeitung vom 4. März (1813) war zu lesen, daß es unter den angekommenen Fremden zwar noch französische Generäle gab, aber am selben Tag betrat auch der russische Kommandeur Herr von Tschernitscheff in friedlicher Ordnung die Hauptstadt...

Und seit einigen Wochen waren unter den neuen Büchern in Berlin häufig solche, welche russisches Wesen behandelten, russische Dolmetscher gab es, Hefte russischer Nationalmusik. Was vom Osten kam, wurde verklärt durch den leidenschaftlichen Wunsch des Volkes. Niemand mehr als die Vortruppen des fremden Heeres, die Kosaken. Nächst dem Frost und Hunger galten sie als die Besieger der französischen Armee. Wunderbare Geschichten von ihren Taten flogen ihnen voraus.

Sie sollten halb wilde Männer sein, von großer Einfachheit der Sitten und ausgezeichneter Herzlichkeit, von unbeschreiblicher Gewandtheit, Schlaueit und Tapferkeit.

Schon Mitte Februar waren sie in Berlin erschienen; seitdem erwartete man sie täglich in den Städten, welche weiter nach Westen lagen...

Als endlich ihre Ankunft verkündet wurde, strömte alt und jung auf die Straßen. Mit fröhlichem Zuruf wurden sie bewillkommnet, eifrig trugen Bürger herbei, was das Herz der Fremden erfreuen konnte; man war der Ansicht, daß Branntwein,

Sauerkraut, Hering ihrem volkstümlichen Geschmack am meisten entsprechen würden. Alles an ihnen wurde bewundert, ihre starken Vollbärte, das lange dunkle Haar, der dicke Schafspelz, die weiten blauen Hosen und ihre Waffen:

Pike, lange Pistolen, die sie im breiten Ledergürtel um den Leib trugen und die krummen Türkensäbel. Erfreut sah man, wie sie sich auf die Pike stützten und sich behend über das dicke Sattelkissen ihrer Pferde schlangen... Auch ihre Reiterkünste entzückten. In vollem Galopp drehten sie die Pike wirbelnd um den Kopf und trafen sicher den Gegenstand nach dem sie zielten. (*so steht es in den Aufzeichnungen des Appellationsrathes Tepler aus Naumburg*) Schnell gewannen sie das Herz des Volkes. Sie waren besonders freundlich gegen die Jugend, hoben die Kinder auf ihre Pferde und ritten mit ihnen auf dem Platz herum. Jeder Knabe wurde Kosak oder zumindest Kosakenpferd. In den Familien wurde gesungen, wie der Behauptung nach Kosaken sangen.

Schöne Minka, ich muß scheiden,
ach, du fühlst nicht das Leiden,
fern auf freudelosen Heiden,
fern zu sein von dir .

Finster wird der Tag mir scheinen,
einsam werd ich gehn und weinen,
auf den Bergen, in den Hainen
ruf ich, Minka, dir. -

Freilich wurden einige Gewohnheiten der heldenhaften Freunde empfindlich, sie hatten die Unart zu mausen, und in ihren Nachtquartieren merkte man es handgreiflich, daß sie gar nicht säuberlich waren. Dennoch blieb ihnen bei Freund und Feind lange noch ein phantastische Schimmer, selbst als sie sich später in den Kämpfen als räuberisch, unzuverlässig und wenig brauchbar erwiesen..

Tief verstummen meine Lieder,
meine Augen schlag ich nieder,
aber seh ich dich einst wieder,
dann wirds anders sein.
Ob auch all die frischen Farben
deiner Jugendblüte starben,
ja, mit Wunden und mit Narben
bist du, Süßer, mein.

Inzwischen hatte Napoleon, der ja unbehelligt nach Frankreich zurückgekehrt war, in Windeseile eine neue Streitmacht zusammengestellt. Keiner seiner Gefolgsstaaten war von ihm abgefallen. Die einen haben sich vor Angst geduckt, die anderen, wie die unterwürfigen Rheinbundfürsten, haben ihm noch mit deutschen Soldaten geholfen, seine Armee zu vergrößern. Freiwillig ist kaum einer gegangen. Und der Krieg ging mit unverminserter Härte weiter.

Gustav Freytag:

Nur dreimal in der Woche wurden damals die Zeitungen ausgegeben und so zogen die Neuigkeiten recht langsam durch die Provinzen. Aber jedes Blatt, jedes Gerücht, das neue Kunde aus Preußen zuführte, wurde mit gespannter Teilnahme aufgenommen. Es wurde darüber in den Familien, in den Gesellschaften der Stadt gesprochen, einen leidenschaftlichen Ausdruck hatte die Erregung jedoch selten. Ohne jede Phrase, mit verhaltenem Atem bändigte der Deutsche damals sein unruhiges Herz. Diese Ruhe, diese Selbstbeherrschung ist für uns das Eigentümlichste jener Zeit... Einzelne kleine Flugschriften wurden gelesen, am liebsten, was Ernst Moritz Arndt seinem Volk zurief: (nach seiner Europareise hatte er über Frankreich und die Franzosen geschrieben:)

„Ich habe in Frankreich die meisten Franzosen beklagt, viele geschätzt, einige geliebt; hier in Deutschland lerne ich sie hassen als Feinde und Verderber meines Volkes. Und diese predigen uns das Gesetz und Freiheit und Gleichheit!“

und er spottet über den Freiheitsbegriff von 1789

„Nach einem neuen System des Völkerrechts plündert man die Nationen, um sie frei zu machen, und man macht sie frei, um sie zu plündern.“

Und gegen die sogenannten Kosmopoliten, heute sagt man Globalisten, sagt Arndt:

„Tief aber verachten wir jene dummen und schlechten Schwätzer, welche ohne Kenntnis der Geschichte und ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen uns Deutschen beweisen möchten, wir müßten durchaus Schutt und Asche werden, worin andere Völker, damit ihnen ein schönes Leben erblühe, ihren Samen streuen. Jener Kosmopolitismus (oder Globalismus) ist von Tyrannen und Despoten, welche alle Völker zu einem großen Schutthaufen, ja Misthaufen der Knechtschaft machen möchten.“

(Auch) Neue Lieder gab es im Land, meistens schlecht und roh, voll Haß und Spott; einzelne aber darunter waren Vorläufer der Poesie, welche wenige Monate darauf die preußischen Bataillonen sangen, wenn sie in die Schlacht zogen.

Die besseren dieser Lieder wurden in den Familien vom Vater auf dem Klavier gespielt, und die Mutter mit den Kindern sang oder sprach leise den Text. Z. B. Theodor Körners „Wo ist des Sängers Vaterland?“

Wo ist des Sängers Vaterland?

Wo edler Geister Funken sprühten,
wo Kränze für das Schöne blühten,
wo starke Herzen freudig glühten,
für alles Heilige entbrannt.

Da war mein Vaterland!

Wie heißt des Sängers Vaterland?

Jetzt über seiner Söhne Leichen,
jetzt weint es unter fremden Streichen.
Sonst hieß es nur das Land der Eichen,
das freie Land, das deutsche Land.

So hieß mein Vaterland!

Was weint des Sängers Vaterland?

Daß vor des Wüt'richs Ungewittern
die Fürsten seiner Völker zittern,
daß ihre heil'gen Worte splintern,
und daß sein Ruf kein Hören fand.

Drum weint mein Vaterland!

(Nach) Wem ruft des Sängers Vaterland?

Es ruft nach den verstummtten Göttern,
mit der Verzweiflung Donnerwettern
nach seiner Freiheit, seinen Rettern,
nach der Vergeltung Rächerhand.

(Nach) Dem ruft mein Vaterland!

Was will des Sängers Vaterland?

Die Knechte will es niederschlagen,
den Bluthund aus den Grenzen jagen

und frei die freien Söhne tragen
oder frei sie betten unterm Sand.
Das will mein Vaterland!

Und hofft des Sängers Vaterland?
Es hofft auf die gerechte Sache,
hofft, daß sein treues Volk erwache,
hofft auf des großen Gottes Rache
und hat den Rächer nicht verkannt.
Drauf hofft mein Vaterland!

In solcher Stimmung empfing das Volk die großen Erlasse seines Königs, welche die gesamte Wehrkraft Preußens unter die Waffen stellten.

Hier Ausschnitte aus dem Aufruf Friedrich Wilhelms III.

„An mein Volk“ vom 17. März 1813: **So wenig für Mein treues Volk, als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte Meiner Untertanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg... Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich, Meinem Volk Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des**

Kaisers Verträge, mehr noch wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört...

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! ...

Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter Ihnen Unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. ...

Und, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein....

Mit diesem Aufruf stiftete Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz, eine Kriegsauszeichnung, die bis zum Ende des 2. Weltkrieges verliehen wurde. Am **10. März 1813, ihrem Geburtstag**, hat Friedrich Wilhelm III. persönlich seiner verstorbenen Gemahlin Luise diese Auszeichnung posthum verliehen.

Weiter Gustav Freytag:

Voll stolzer Hoffnung schlugen jetzt die Herzen der Menschen. Und doch wieder in diesen Monaten des höchsten Schwunges dieselbe Einfachheit und ruhige Fassung. Es wurden nicht viele Worte gemacht, kurz war der Entschluß. Die Freiwilligen sammelten sich in den Städten ihrer Landschaft und zogen mit ernstem Gesang aus den Toren ihrer Stadt nach Königsberg, Breslau, Kolberg, Berlin.

In den später aufgezeichneten Erzählungen des Turnvaters Jahn „Denknisse eines Deutschen“ heißt es:

„Als ein junger Theologe, der predigend seinen Vater vertrat, die Gemeinde von der

Kanzel ermahnte, ihre Pflicht zu tun, und zufügte, daß er nicht leere Worte spreche und sogleich nach dem Gottesdienst selbst als Husar eintreten werde, da stand sofort in der Kirche eine Anzahl junger Männer auf und erklärte, sie würde dasselbe tun....“
Es war in der Ordnung, es war nötig, die Zeit war gekommen. Die Söhne eilten zum Heer. *Und nicht nur die Söhne;*

In Bremen z.B. verließ die 17jährige Anna Lühring, Tochter eines Stadtbaumeisters das elterliche Haus, in den Kleidern ihres Bruders und trat unter dem Namen Kruse in das Lützow'sche Freicorps.

Und die junge Auguste Krüger aus Mecklenburg erzählt:
„Mein Vater hatte mich in die Familie des Polizeikommissars Lemcke gegeben, um mich in der Schneiderei ausbilden zu lassen. Eines Tages kam Herr Lemcke nach Hause mit der Nachricht, daß ein Aufruf vom Könige erlassen sei. Mein Entschluß war schon längst reif, so wurde er denn zur Tat. Ich überlegte, wie ich es anzufangen hätte, ohne Aufsehen das Haus zu verlassen. Als Frau Lemcke mich zufällig bei dem Anfertigen männlicher Kleidungsstücke traf, gab ich vor, daß ich diese meinem jüngern Bruder, der meine Größe habe, schenken wolle. Als ich alles vorbereitet hatte, schnitt ich mir mein langes Haar ab, verließ in männlicher Kleidung in der Dunkelheit der Nacht das Lemckesche Haus und ging an den Platz, wo sich die Einberufenen sammelten. Hier gab ich mich für einen Schneider aus, wurde angenommen und zum Reserve-Bataillon des Colbergschen Regiments geschickt, wo ich einexerziert wurde.“

Dichter Friedrich Rückert erzählt die Geschichte des

Unteroffiziers Krüger, der das Eiserne Kreuz, die preußische Kriegsdenkmünze, sowie der russischen St.-Georgs-Orden verliehen wurde.

**Dieser Unteroffizier,
Mädchen, wie gefällt er Dir?
Seine Farben stehn ihm gut
und sein kriegerischer Hut,
und er schaut so mutig drein:
Mädchen, hast du Lust zu frei'n?
Mädchen, laß es bleiben!**

**Dieser Unteroffizier,
wie ein Mann steht er allhier;
doch zieht er seinen Kriegsrock aus,
wird, o weh, ein Mädchen draus,
und wenn jemand ihn will frei'n,
darf es selbst kein Mädchen sein.
Das sind Wunder Gottes!**

**Dieser Unteroffizier,
war ein Mädchen so wie ihr;
aber als der Krieg begann,
macht' es sich zu einem Mann;
weil's die Schneiderei verstand,**

**näht es sich ein Mannsgewand,
zog als Mann zu Felde,**

**Dieser Unteroffizier, focht mit
rechter Mannsbegier,
hat erfochten Wunden viel
und das Eiserne Kreuz am Ziel,
andern Brautschatz auch, der klingt,
den zum Heiratsgut sie bringt
dem, der sie will freien.**

**Dieser Unteroffizier
wer ihn frei'n will, glaubet mir,
muß ein tüchtger Hauptmann sein,
wenn der Handel soll gedeih'n.
Nur ein Hauptmann bringt ihn schon
zur Subordination (Fügsamkeit)
trotz dem Kreuz am Halse.**

**Theodor Körner besingt nun einen ausgesprochen mutigen
Mann**

Kourage! Kourage!
Du machst mich ganz schachmatt.
Wer war denn nur der Teufelskerl,
der dich erfunden hat?

»Mama, ich soll Soldate werd'n,
Mama, da wird nichts draus,
sie schießen einem im Dunkeln
wohl gar ein Auge aus.

»Ich soll 'ne Flinte tragen,
solch feiner Leute Kind!
Mama, sie wissen's ja noch nicht,
was Franzosen Flegel sind. « –

»Mein Thomas! bleib' zu Hause!
Pfu! Blut! ein schlechter Durst.
Ich lass' dir ein Äpfelchen braten
ünd kauf' dir 'ne Braunschweiger Wurst.« –

»Fein's Liebchen, ich wollt' Soldat werd'n,
Die Mutter leidet's nicht! –
Da muß ich's lassen bleiben,
's wär' gegen die Kindespflicht.« –

»Die Kindespflicht muß weichen,
zum Kampfe, trauter Thoms!
Sieg' oder stirb fürs Vaterland
wie die Heldensöhne Roms!« –

»Wenn der Franzos' keinen Spaß versteht?
Die Kerls sind indiskret! –
Ach, laß sie sich doch schlagen.
Gib acht, wie's es ohne mich geht.« –

»Ei, willst du mein Treuliebster sein,
so zeige dich als Mann,
denn der versteht das Lieben nicht,
der nicht auch zuschlagen kann.« –

»Nun! soll's denn sein und muß es sein –
O Welt, wie bist du verkehrt! –
Nun, Mutter, so kauf' mir ein Büchsenrohr,
ach Gott, und kauf' mir ein Schwert!

»Und kauf' mir ein Pfund Kourage –
das Geld wend' ich gerne dran –
und kauf' mir ein großes Rosinenfaß,
in das ich mich kriechen kann.

»Und packe mich in Wolle ein,
wenn ich marschieren muß,
dann nehm' ich's mit dem Stärksten auf –
Rumms!! – Gott, da fällt ein Schuß!« –

»Hab keine Angst, mein Söhnchen,
's war nur die Kellertür! –
Herr Jesus, du wirst ja ganz leichenblaß!
Geschwind, und nimm ein Klistier!«

Und als er wieder zu sich kam,
zu alter Heldenkraft,
da nahm er Abschied von der Braut –

und fraß Lokriziensaft!

PAUSE

Gustav Freytag schreibt:

In Königsberg, Berlin und Breslau mußten die akademischen Vorlesungen geschlossen werden. Auch die Universität Halle, noch unter westfälisch-französischer Herrschaft hörte auf, die Studenten waren einzeln oder in kleinen Haufen nach Breslau gezogen. Die preußischen Zeitungen meldeten das lakonisch in den zwei Zeilen: „Aus Halle, Jena, Göttingen sind fast alle Studenten in Breslau angekommen, sie wollen den Ruhm teilen, die deutsche Freiheit zu erkämpfen.“

Doch nicht nur die Jugend trieb es in den Kampf, auch die Beamten, unentbehrliche Diener des Staates, Richter, Landräte, Männer aus allen Kreisen des Zivildienstes. Die Stellen der Landesregierungen, die Schreibstuben der Unterbeamten begannen sich zu leeren. Schon Anfang März mußte ein königlicher Erlaß diesen Eifer einschränken, der die Ordnung und Verwaltung des Staates ganz aufzuheben drohte; der Zivildienst dürfe nicht leiden, wer Soldat werden wolle, bedürfe dazu der Erlaubnis seiner Vorgesetzten, wer die Verweigerung seiner Bitte nicht annehmen könne, müsse den Entscheid des Königs selbst anrufen.

Auch der Landadel, der in den letzten Jahren ungern den Umsturz alter Vorrechte getragen hatte, jetzt fand er sich wieder:

Ein Graf, ehemals Innenminister, war der erste einfache Landwehrmann, ein anderer, früher Hofmarschall des Prinzen Wilhelm, trat als Unteroffizier in das Regiment. Solche Beispiele wirkten. Ungezählt ist die Menge derjenigen, die mit ihren gesunden Gliedern dem Staate alles brachten, was sie besaßen.

Breslau war, wie gesagt, seit Mitte Februar Sammelplatz. Zu allen Toren der alten Stadt zogen die Haufen der Freiwilligen herein. Unter den ersten waren dreizehn Bergleute mit drei Eleven; Kohlengräber, die ärmsten Leute, ihre Mitknappen arbeiteten so lange umsonst unter Tage, bis sie zur Ausrüstung der Kameraden genügend Taler zusammengebracht hatten.

Kaum wollte der König die Opferfähigkeit des Volkes für wahr halten. Als er jedoch

von den Fenstern des Regierungsgebäudes in Breslau den ersten langen Zug der Wagen und Männer sah, als er die Zurufe hörte und die allgemeine Freude erkannte, rollten ihm die Tränen über die Wangen. (Aus dem berühmt gewordenen Ausspruch Gneisenaus: „Der König rief und alle kamen“ wurde im Volk, trotz der Anhänglichkeit zu Friedrich Wilhelm III. „Der König rief erst, als alle schon da waren.“)

Mit jedem Tag stieg der Andrang; unter den feurigsten ist der wilde Heinrich von Krosigk, Senior eines alten Geschlechtes auf Poplitz. Der alte Krosigk hatte in seinem Park eine Säule von rotem Sandstein mit den eingegrabenen Worten errichte: „Fuius Troes!“ (D.h. „Wir sind Troer!“), und er hatte die Franzosen und das von ihnen beherrschte Westfalen mit herber Verachtung behandelt. Seiner Einquartierung hatte er stets den schlechtesten Wein hingesezt, er selbst mit den Freunden den besseren getrunken... auch wenn ein Franzose sich beklagt hatte, war er grob und zu jeder Genugtuung bereit gewesen, die geladenen Pistole lagen immer auf seinem Tisch. Zuletzt zwang er gar seine Bauern, die Gendarmen des Königs Jerome festzunehmen. Jetzt war er gerade aus der Festung Magdeburg, wohin ihn die Franzosen geführt, ausgebrochen. Der alte Graf fiel in der Schlacht bei Möckern. So geht in langer Reihe fort, bald folgen den Städten die Kreise... Schivelbein, damals der ärmste und kleinste Kreis Preußens, ist der erste, welcher anzeigt, daß er dreißig Reiter stelle, ausrüste und auf drei Monate besolde; Stargard hat zu diesem Zweck 6000 Taler und 1000 Lot Silber gesammelt. Immer größer und zahlreicher werden die Angebote. Wer nicht selbst zu Felde zieht oder einen seiner Familie ausrüsten hilft, der sucht durch Gaben, seinem Vaterland zu helfen: Beamte verzichten auf einen Teil ihres Gehalts, Leute von kleinem Wohlstand geben einen Teil ihres Vermögens, Reiche senden Silbergeschirr, Ärmere bringen ihrer silbernen Löffel, wer kein Geld hat, bietet seine Arbeit oder von seinen Habseligkeiten: Da kommen z.B. 100 Paar Strümpfe, 400 Ellen Hemdenleinwand, viele Paar neue Stiefel, Büchsen, Hirschfänger, Säbel, Pistolen. Landleute schenkten Pferde;

Gutsbesitzer Getreide, Kinder schütten ihre Sparbüchsen aus. Ein Förster kann sich nicht entschließen, seine gute Büchse wegzugeben, wie er in fröhlicher Gesellschaft versprochen hat, und geht daher lieber selbst ins Feld. Junge Frauen senden ihren Brautschmuck, Bräute die Halsbänder. Ein Mädchen, dessen Haar gelobt worden war, schneidet es zum Verkauf ab, patriotische Unternehmungslust verfertigt daraus Ringe. Ganz selbstverständlich wird es, daß Eheleute ihre goldenen Trauringe – sicher oft ihr einziges Gold – einsenden – sie erhalten dafür eiserne Ring mit dem Bildnis der verstorbenen Königin Luise und dem eingravierten Satz: **Gold gab ich für Eisen;** Mit der größten Opferfreudigkeit wird eingesendet, was das Volk tragen kann... Es ist das erste Mal, daß die Deutschen die Freude erleben, für ihren Staat freiwillig zu geben.

Allein was für die Ausrüstung der freiwilligen Jäger und was für die Freischaren in den Provinzen gesammelt wurde, müssen weit über eine Millionen gewesen sein. Und das war nur ein Bruchteil der freiwilligen Gaben und Einsendungen dieses verarmten Volkes.

Die Werbepostern für die Freiwilligen Jäger und für das (berühmte) Lützow'sche Freikorps waren in Breslau;

Aus den 10.000 freiwilligen Jägern, welche jedem Regiment der Preußen zugeteilt wurden, ging die Kraft des preußischen Heeres hervor, sie waren das moralische Element der Armee, die Hilfe, Stärke und Ergänzung des Offiziercorps, und sie haben dem preußischen Krieg von 1813 nicht nur die stürmische Tapferkeit, auch den Adel und hohen Sinn gegeben, welcher in der Kriegsgeschichte etwas ganz Neues war.

Die berühmteste der Freischaren waren die Lützower Jäger, gegründet von Major Ludwig Adolf Freiherr von Lützow, der 1808 im Freikorps Ferdinand von Schills gekämpft hatte und im Jahr 1809 zweimal einen Aufstand in Ostfriesland gegen Napoleon geplant hatte.

Tatkräftig unterstützt wurde er von seiner Ehefrau Elise, geborene Gräfin von Ahlefeldt. Im Freikorps nahm er vor allem „Ausländer“ auf – wobei darunter deutsche Bürger

verstanden wurden, die Angehörige der Rheinbundstaaten, oder auch, unfreiwillig natürlich, französische Untertanen waren (wie die Einwohner im Herzogtum Oldenburg z.B.)

Die Lützower wurden nicht auf Preußen, sondern auf Deutschland vereidigt.

Berühmte Freiwillige bei den Lützowern waren der große Dichter der Romantik, Josef Freiherr von Eichendorff, der Maler Georg Friedrich Kersting, die Begründer der deutschen Turnkunst Friedrich Ludwig Jahn und Friedrich Friesen, Friedrich Fröbel, Pädagoge und Vater der Kindergärten und vor allen Dingen *der* Dichter, der vor anderen bestimmt war, kommenden Geschlechtern den Zauber jener Tage im Liede zu überliefern: der 21jährige Theodor Körner: Am 13. März 1813 hatte er, der gerade in Wien, so jung wie er war, Hoftheaterdichter geworden, seinem Vater geschrieben:

**Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier
gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden
hinwerfen, um, sei's auch nur mit meinem Blute, mir ein
Vaterland erkämpfen.**

Eine große Zeit will große Herzen.

**Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern
meinen Jubel auf der Leyer nachklimpern? – Soll ich Komödien
schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die
Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes
mitzusprechen?**

Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation

ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht!

**Wie ich so oft gefeiert im Gesang für Volk und Freiheit ein
begeistert Sterben!**

Laßt mich nun selbst um diese Krone werben!“

Körner war in Breslau zuerst bei dem alten Blücher, dem berühmten Marschall Vorwärts erschienen, und da erzählt man diese kleine Geschichte:

In Blüchers Hauptquartier meldet sich ein junger Dichter, namens Theodor Körner, um den Soldaten Lieder und Verse vorzutragen. Der General ist sehr an einem Bündnis von Leier und Schwert interessiert.

"Woher kommen Sie?" fragt er.

"Aus Dresden«, antwortet der Dichter und fügt hinzu: "Aus Dresden kommen die meisten!“

Blücher lacht, haut ihm auf die Schulter und sagt: "Das ist doch schon ein guter Vers! Also munter druff los! Immer Feuer unter die Leute! Jetzt muß jeder singen, wie ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andre mit dem Sabel!"

Körner präludiert eine Weile auf seiner Gitarre, um auf einen ernsten Grundton zu kommen, dann singt er:

"Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,

hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,

Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen.

Frisch auf, mein Volk! - die Flammenzeichen rauchen.

Die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht!

Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte!

Drück dir den Speer ins treue Herz hinein! –

Der Freiheit eine Gasse! – Wasch die Erde,

dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;

es ist ein Kreuzzug; s'ist ein heil'ger Krieg! «

Dieses Lied gefällt Blücher. Der alte General, der in seinem Leben kaum ein einziges Buch von der ersten bis zur letzten Zeile durchgelesen, der kein größeres Konzert angehört haben soll, ihm wird der unmittelbare Nutzen der Kunst bewußt. Am liebsten behielte er den Sänger bei sich, um die Moral der Soldaten zu stärken. Aber der erwidert auf das Angebot:

"Exzellenz, ich denke nicht unter den Schnabelsängern zu bleiben, mich erwartet das Lützowsche Korps!"-

Gustav Freytag: In Breslau also, wo die Freiwilligen sich ihre Ausrüstung zu besorgen hatten, fanden sie kein lärmendes Getöse aufgeregter Massen. Kurz und ernsthaft tat jeder seine Pflicht, und wer kein Geld hatte, dem gab der fremde Kamerad. Die einzige Sorge war, Waffen und Uniform zu finden. Fehlten ihm die, und konnte die Werbestelle nicht gleich den Bedarf geben, so wagte er manchmal ein Zeitungsinserat, worin er drum bat.

Lützows Jäger waren Selbstversorger, Sold gab es nicht. Als Zugeständnis wurde ihnen erlaubt, schwarze Uniformen tragen zu dürfen. Der Hintergrund war praktischer Natur: Da die Lützower größtenteils mit ihrer Zivilkleidung, wie Arbeitsblusen, Studentenkittel und Bauernröcken, war schwarz die einzige Farbe, mit der sich durch Einfärben eine einheitliche Uniformfarbe herstellen ließ. Die Uniform wurde mit goldenen Messingknöpfen und roten Einfassungen aufgewertet. So war schwarz-rot-gold geboren.

Gustav Freytag: Geld hatte keine Bedeutung für den Freiwilligen, und für tönenden Wortschwall und patriotische Reden hatte er keine Zeit und kein Ohr. Gewissenhaft übte er sich auch in der engsten Zimmerecke, die er bewohnte, an dem Gebrauch der Waffen.

Mit seinen Kameraden sang Körner die neuen Kriegslieder, die ernst waren wie er

selbst. Er wollte nicht Soldat heißen. Das Wort war berüchtigt aus der Zeit, in welcher der Stock herrschte. Er war ein Krieger. Daß er gehorchen müsse, seine Pflicht bis zum äußersten tun, den beschwerlichen Mechanismus des Dienstes auf sich nehmen und ehrenhaft zu kämpfen, davon war er überzeugt. In dem heiligen Krieg sollte keine Frechheit, keine Roheit die Sache schänden.

Aber er wollte nicht beim Heer bleiben. Wenn das Vaterland frei und der Franzose gebändigt, dann wollte er zurückkehren zu seinen Vorlesungen, zu den Akten, zum Theater, in die Arbeitsstube. Dieser Krieg war nicht wie ein anderer. Jetzt stand er als Gemeiner in Reih und Glied, aber wenn er am Leben bliebe, würde er übers Jahr wieder sein, was er vorher gewesen...

Lützows wilde Jagd von Theodor Körner

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?

Hör's näher und näher brausen.

Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,

Und gellende Hörner schallen darein

Und erfüllen die Seele mit Grausen.

Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:

Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald

Und streift von Bergen zu Bergen?

Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt –

Das Hurra jauchzt und die Büchse knallt,

Es fallen die fränkischen Schergen.

Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:

Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,

Der Wüt'rich geborgen sich meinte,

Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter, die schlagen die Schlacht,
der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und auf Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Und wieder Gustav Freytag:

Neben solche Freiwillige trat der alte Offizier aus der Zeit der Adelherrschaft und des Stockes. Er hatte seine Pflicht in den letzten unglücklichen Kriegen getan, er war vielleicht vom Sieger als Gefangener ausgeplündert, abgerissen durch die Straßen Berlins geschleppt worden, dort hatte der Pöbel ihn mit Schmährufen verhöhnt, dann war vielleicht ein Kriegsgericht gehalten, er war freigesprochen, aber auf elendes Wartegeld entlassen. Seitdem hat er gedarbt und ertragen müssen, daß die Sieger voll Übermut auf ihn herabsahen. Er hatte, wenn er nicht Weib und Kind erhalten mußte, jahrelang mit seinen Schicksalsgefährten in dürftiger Wohnung gehaust. Einige Fehler des alten Offiziersstandes hatte er nicht abgelegt, die Zeit der Entbehungen hatten ihn nicht weicher und milder gemacht, die herrschende Empfindung seiner Seele war Haß, tiefer Haß gegen die fremden Eroberer. Das Lied von der Rache von Theodor Körner:

Heran, heran! – Die Kriegstrompeten schmettern.

Heran! Der Donner braust! –

Die Rache ruft in zack'gen Flammenwettern

der deutschen Rächerfaust!

Heran, heran zum wilden Furientanze,

noch lebt und glüht der Molch!

Drauf, Brüder, drauf mit Büchse, Schwert und Lanze,

drauf, drauf mit Gift und Dolch!

Was Völkerrecht? – Was sich der Nacht verpfändet,
ist reife Höllensaat.

Wo ist das Recht, das nicht der Hund geschändet
mit Mord und mit Verrat?

Sühnt Blut mit Blut! – Was Waffen trägt, schlägt nieder!

's ist alles Schurkenbrut!

Denkt unsres Schwurs, denkt der verrat'nen Brüder
und sauft euch satt in Blut!

Und wenn sie vor uns auf den Knien liegen
und zitternd Gnade schrei'n –
laßt nicht des Mitleids feige Stimme siegen,
stoßt ohn' Erbarmen drein!

Ha, welche Lust, wenn an dem Lanzenknopfe
ein Schurkenherz zerbebt,
und das Gehirn aus dem gespalt'nen Kopfe
am blut'gen Schwerte klebt!

Welch Ohrenschaus, wenn wir bei Siegesrufen,
vom Pulverdampf umqualmt,
sie winseln hören, von der Rosse Hufen
auf deutschem Grund zermalmt!

Gott ist mit uns! – Der Hölle Nebel weichen,
hinauf, du Stern, hinauf!
Wir türmen dir die Hügel ihrer Leichen
zur Pyramide auf!

Dann brennt sie an, – und streut es in die Lüfte,
was nicht die Flamme fraß,
damit kein Grab das deutsche Land vergifte
mit überrhein'schem Aas!

Gustav Freytag: Jetzt kam die Zeit der Vergeltung für den alten Soldaten. Aber auch in seinem Kopf hatte die Zeit der Knechtschaft doch einiges geändert. Er hatte gemerkt, wie ungenügend sein Wissen war, und er hatte in manchen Stunden etwas für seine Bildung getan, hatte gelesen und gelernt. Auch er war durch das edle Pathos Schillers begeistert worden. Schiller hatte gesagt:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
eher den Tod als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Aber der alte Soldat sah doch mit Mißtrauen und Abneigung auf die neumodischen Krieger, die jetzt in Reih und Glied vor ihm stehen sollten, der alte Groll gegen das Schreibervolk war noch sehr lebendig, und daß sie ungeübt und ungeschult daher kamen und gleichzeitig so hohe Ansprüche hatten, das verletzte ihn.

Dieser Gegensatz stieß sich oben wie unten, bei den Generälen wie in der Kompanie. Es ist eine der merkwürdigen Erscheinungen dieses Krieges, daß er doch dann so gut wie gebändigt wurde; die Freiwilligen lernten schnell militärischen Gehorsam und wie wertvoll die Dienstkenntnisse ihrer Vorgesetzten war; und der Offizier verlor einiges von der Rauheit und Willkür, womit er sonst seine Mannschaft behandelt hatte. Und er hörte ganz behaglich zu, wenn ein verwundeter Jäger mit dem Arzt darüber stritt, ob ihm der flexor des Mittelfingers durchgehauen sei, oder wenn seine Gemeinen beim Lagerfeuer etwa in Erinnerung juristischer Kollegienhefte lebhaft erörterten, ob bei dem zweideutigen Verhältnis, in welchem ein Kosak zu einer Gans getreten war, culpa lata oder dolus anzunehmen sei.

Im großen und ganzen erwies sich die Mischung als vortrefflich.

Aber noch größer als diese freiwilligen Leistungen war der Gewinn, welcher für die

Regierung Preußens daraus hervorging, daß sie jetzt erfuhr, was sie einem solchen Volk als Pflicht zumuten dürfe. Die ungeheuren Dimensionen, welche der Kampf annahm; jetzt wieder die imponierende Kriegsmacht Preußens und das Gewicht, welches dieser Staat durch die Bedeutung seines Heere bei den späteren Friedensverhandlungen erhielt, beruhten im letzten Grund auf dem hohen Sinn, der in den ersten Frühlingsmonaten des Jahres 1813 die Welt überraschte. Durch ihn erhielt die Regierung den Mut, die Kräfte so hoch zu spannen, wie sie es dann weiter getan.

Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps
Gesungen in der Kirche zu Rochau in Schlesien am 28. Mai 1813.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und aller Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum – retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Übermut
Der Tyrannei zusammen,
Es soll der Freiheit heil'ge Glut
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!

Gott ist mit uns und wir mit ihm!

Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust

Für die gerechte Sache;

Er rief es selbst in unsre Brust:

»Auf, deutsches Volk, erwache!«

Und führt uns, wär's auch durch den Tod,

Zu seiner Freiheit Morgenrot.

Dem Herrn allein die Ehre!

Weiter Gustav Freytag:

Als erste Provinz hatte Ostpreußen zusätzlich zu seinem festen Kontingent, zum stehenden Heer, 20 Bataillone Landwehr in wenigen Wochen aufgestellt. Und durch diese ungeheure vorbildliche Kraftentwicklung war es dann im ganzen Staatsgebiet möglich, neben dem stehenden Heer auch noch diese Landwehr zu errichten.

Ihre Mannschaft bestand aus solchen, welche zum Dienst im stehenden Heer nicht herangezogen waren und jetzt aus der männlichen Bevölkerung bis zu vierzig Jahren durch das Los oder die Wahl genommen wurden. Da die Jugend zum größten Teil bei den freiwilligen Jägern oder dem stehenden Heer eingetreten war, so war die Landwehr die schwere Masse des Krieges: Landvolk, Landedelleute, Beamte, ältere Offiziere auf Halbsold, und wer sonst durch das Vertrauen seines Kreises gewählt war. Ein bunt zusammengewürfelter Haufen ohne jede Kriegserfahrung. In der Kreisstadt wurde die Mannschaft zusammengestellt, notdürftig ausgerüstet und exerziert. Bei der Eile konnte es geschehen, daß Bataillone zum Heer kommandiert wurden, die noch keine Waffe und Schuhwerk hatten, dann zogen die Leute barfuß, mit Stangen der Elbe zu, im Aussehen mehr einem Haufen Räubern als gesetztem Kriegsvolk zu vergleichen, oft mit Gesang und einem kräftigen Hurra, das sie von den Kosaken angenommen hatten. Manche alten Offiziere sahen mit Verachtung auf diese neue Einrichtung, niemand grimmiger als der General Yorck. Als sich der

würdige Oberst Putlitz zu Berlin ein Landwehrkommando ausbat, da fragten ihn die Stabsoffiziere spöttisch, ob er und wie er sich denn mit diesem Haufen zu schlagen gedenke. Nachdem Krieg erklärte der alte General die Zeit, in welcher er die Landwehr kommandierte für die glücklichste seines Lebens. Denn in keiner neuen Organisation des Heeres hat sich die Tüchtigkeit des Volkes so glänzend bewährt als in dieser. Diese Bauernknaben und Ackerknechte wurden in wenigen Woche zuverlässige und tapfere Soldaten. Es ist wahr, sie haben unverhältnismäßigen Verlust an Menschen gehabt, sie haben auch in ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Feind nicht immer die feste Haltung gezeigt, sondern den schnellen Wechsel von Mut und Zagheit, welcher jungen Truppen eigen ist; aber sie haben vom Pflug, von der Werkstatt zusammengerufen, schlecht bekleidet, schlecht geübt, schlecht bewaffnet, wie sie waren, schon in den ersten Wochen alle schwere Feldarbeit kriegsgewohnter Truppen machen müssen. Daß sie das überhaupt vermocht, und daß sich schon damals einzelne Bataillone so brav geschlagen haben, daß selbst ihr Gegner Yorck sie mit abgezogenem Hut begrüßte, dies ist, so viel bekannt, in der Kriegsgeschichte noch nie dagewesen.

Yorkscher Marsch

Nicht weniger wichtig als die Landwehr war der Eifer, mit welchem das Volk daheim für die Gemeinschaft arbeitete. Jeder Beruf, jeder Bürger, die kleinsten Orte und Landkreise trugen ihr teil an dem Werk; besonders in den Grenzorten war die Arbeit für die neu geschaffenen Kommissionen schwierig: die Reste der französischen Armee mit ihrem Hunger und Typhus, die nachdrängenden Russen, durch mehrere Monate in zweifelhafter Stellung: zwei Sprachen, die der neuen Freunde noch fremdartiger als die der weichenden Feinde, dazu die Roheit und Wildheit des neuen Bundesgenossen, lüstern nach Branntwein und in manchen Truppenteilen räuberisch und gewalttätig. Aber bald lernte der Kreiskommissar mit dem wilden Volk zu verkehren. Der Tabakskasten mit den Tonpfeifen stand immer geöffnet in der Amtstube, es war ein endloses Kommen und Gehen der russischen Soldaten, sie stopften und rauchten, forderten Branntwein und erhielten das unschädliche Bier. Sicher der Opfermut, der sein eigenes Leben hingibt, war in dieser Zeit das Hohe und

Schöne, aber nicht minder ehrenwert war die anspruchslose und unbemerkte
Pflichterfüllung Tausender, die im Dorf, in der Stadt für dieselbe Idee des Staates
arbeiteten bis an die äußersten Grenzen ihrer eigenen Kräfte.

An dieser Stelle möchte ich gern noch einmal auf
Oldenburg kommen, auch hier haben zwei Beamte ihre
Pflicht getan und es mit dem Leben bezahlt: Im März 1813
verbreitete sich die Nachricht vom gescheiterten
Rußlandfeldzug Napoleons auch in Oldenburg wie ein
Lauffeuer. Die Besatzer verließen am 16. März 1813 die
Stadt, die Oldenburger warfen den abziehenden Soldaten
Steine hinterher, feierten und rissen die französischen
Hoheitssymbole von den Gebäuden. Für die Zeit ihrer
Abwesenheit hatten die Besatzer eine provisorische
Kommission von fünf einheimischen Beamten eingesetzt.
Unter ihnen Christian Daniel von Finkh und Albrecht
Ludwig von Berger, die durch eine Proklamation
versuchten, die Aufstände in ruhige Bahnen zu lenken.
Aber die Franzosen kehrten zurück. Napoleon hatte schnell
reagiert und eine militärische Strafexpedition entsandt.
Der Erlaß von Finkh und Berger wurde von den
französischen Besatzern als Aufruf zum Aufstand
umgedeutet. Die fünf Mitglieder der Kommission wurden am
4. April verhaftet, von Finckh und von Berger am 9. April
in einem Schauprozeß zum Tode durch Erschießen
verurteilt. Vollstreckt wurde das Urteil am 10. April vor
dem Bremer Doventor.
Auf ihrem Grabstein auf dem Gertrudenfriedhof in O.
steht:

Ehrenvoll ist für die gute Sache der Tod,
Ihr Märtyrer, vertraut der Wahrheit und der Zeit,

,Vergänglichkeit ist des Druckes Bürde
doch ewig die Gerechtigkeit.

Musik

weiter Gustav Freytag:

Noch ungelöst ist bis heute die Frage, welche militärische Bedeutung in einem zivilisierten Land die allgemeine Volksbewaffnung haben könnte. Bis an die letzte, die äußerste Möglichkeit dieser Forderung ging dann in Preußen das Gesetz zur Errichtung des Landsturms im April 1813.

Dieser Erlaß übte eine große moralische Wirkung aus, denn er war eine scharfe Mahnung an den Säumigen, daß es sich jetzt für alle um Tod oder Leben handle. Die Verordnung hat durch ihre drakonischen Paragraphen auch dem Feind imponiert, wurde aber sogleich nach dem Erscheinen von unbefangenen Urteil scharf getadelt, weil sie Unmögliches verlangte. Die Preußen sind zwar von je ein kriegerisches Volk, waren aber zu dieser Zeit 1813 nicht in allen Bevölkerungsteilen kriegstüchtig.

Vor der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht war der friedliche Bürger ohne jede Übung in Waffe oder Massenbewegung; höchstens die alten Schützengilden hantierten mit altertümlichen Gewehren. Jetzt hatte das Volk seine gesamte kampffähige Mannschaft ins Feld gesandt... und die älteren Männer, welche zurückgeblieben waren, ohnedies unentbehrlich bei der täglichen Arbeit des Feldes und der Werkstatt, sie waren nicht unbedingt mehr befähigt, Kriegsdienst zu tun. So war es kein Wunder, daß gerade dieses strenge Gesetz der allgemeinen Bewaffnung die heitere Kehrseite der großen Zeit hervorbrachte, neben unendlich gutem Willen auch Unbehilflichkeit und Spießbürgerei. Es wurde mit großer Erbauung gelesen, daß das ganze Volk in Waffen treten soll. Auch daß Weiber und Kinder zu einzelnen Geschäften verwendet werden sollen, war nach dem Herzen der Leser, zumal der unerwachsenen. Bedenklicher war schon der Satz, daß auf Feigheit Verlust der Waffen, Verdoppelung der Abgaben und körperliche Züchtigung gesetzt sei, denn wer Sklavensinn zeige, soll auch als Sklave behandelt werden. Da war der arme Handwerker, der kümmerlich seine Kinder vor dem Hunger bewahrte und nie ein

Gewehr berührt hatte, auch jeder Balgerei sein Lebtag ängstlich aus dem Wege gegangen war, allerdings in der Lage, sich nachdenklich die schwierige Frage vorzulegen: was ist Feigheit? Zumal gegenüber feindlichen Gewehren.

Und wenn das Gesetz ferner verbot, in der Stadt, welche vom Feind besetzt war, irgend ein Schauspiel, Ball oder Lustbarkeit zu besuchen, nicht die Glocken zu läuten, keine Trauung zu vollziehen, zu leben wie in tiefster Trauer, so erschien auch das dem unbefangenen Sinn der Deutschen gewaltsam, mehr spanisch und polnisch als deutsch.

Dennoch sah da Volk in der Begeisterung des Frühjahrs über die Härten hinweg und rüstete sich zum Sturm:

Männer und Buben von Theodor Körner

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los –
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flammberg schwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
unter Sturmespfeifen wachend vollbracht,
kannst du freilich auf üppigen Pfählen
wollüstig träumend die Glieder fühlen.
Wenn uns der Trompeten rauher Klang
wie Donner Gottes zum Herzen drang,

magst du im Theater die Nase wetzen
und dich an Trillern und Läufern ergötzen.

Wenn die Glut des Tages versengend drückt
und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt,
kannst du Champagner springen lassen,
kannst du bei brechenden Tafeln prassen.

Wenn wir vorm Drange der würgenden Schlacht
zum Abschied ans ferne Treuliebchen gedacht,
magst du zu deinen Mätressen laufen
und dir mit Golde die Lust erkaufen.

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot,
willkommen dann, sel'ger Soldatentod!

Und du verkriechst dich in seidene Decken,
winselnd vor der Vernichtung Schrecken,
stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
ein deutsches Lied besingt dich nicht,
und deutsche Becher klingen dir nicht.

Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flammberg schwingen kann!

Gustav Freytag schreibt weiter:

Begonnen wurde die Organisation Landsturm (also die allgemeine Volksbewaffnung)
fast überall, durchgeführt an mehreren Orten.

Jede Art Waffen wurde zusammengesucht, Jagdflinten und Pistolen, was auch § 43
der Verordnung klug vorausgesehen hatte, wenn er bestimmte: „Zur Munition kann in
Ermangelung von Kugeln jede Art von grobem Schrot benutzt werden, daher die

Besitzer von Feurgewehren beständig Pulver und Blei hinreichend vorrätig haben müssen.“ Wer kein Gewehr hatte, ließ sich die Pike anfertigen; in Kompanien wurde exerziert, die Fleischer, Bierbrauer, Vorarbeiter, Bäcker bildeten Schwadronen.

Und sollte der Landsturm einmal mobil gemacht werden zur Aufrechterhaltung der Sicherheit im Kreise oder zum Dienst im Rücken des Feindes, dann läutete die Sturmglocke und die Stadt geriet in heftige Bewegung. Hastig packten die Hausfrauen Speise und Trank, Bandagen und Verbandszeug in die Tornister, - denn nach § 42 durfte niemand Tornister, Brotsack und Feldflasche vergessen; und nach § 54 war es seine Pflicht, Proviant für drei Tage bei sich zu tragen, - und nicht selten empfanden die weiblichen Einwohner genau wie die Frau eines Uhrmachers, die den Gatten gezwungen hatte, sich zu verstecken. Er aber wurde von anderen Frauen, deren Männer ausgezogen waren, erspürt, auf dem Kirchhof über ein Grab gelegt und mit der flachen Hand mütterlich abgestraft.

Manchem Intellektuellen, die mit gutem Beispiel vorangehen wollten, wurde es nicht immer leicht, zumal wenn sie nicht mehr in der ersten Jugend waren. In Berlin saßen die Rechtsgelehrten und Professoren Eichhorn und Savigny bereits im Landwehrausschuß; im Landsturm war niemand eifriger als der Philosoph Johann Gottlieb Fichte, seine Pike und die seines Sohnes lehnten im Vorsaal der Universität an der Wand, und es war eine Freude den Mann zu sehen, wenn er auf dem Exerzierplatz die Waffe schwenkte und zur Attacke ausfiel.

Man hatte ihn zum Offizier machen wollen, er hatte das mit den Worten abgelehnt: „Hier taue ich nur zum Gemeinen.“

Die Familie des Altphilologen und bekannten Griechenkenners Philipp Buttmann erinnert sich: „Er, Buttmann, der Historiker Rüks und der Theologe Schleiermacher exerzierten in derselben Kompanie. Buttmann aber vermochte durchaus nicht rechts und links zu unterscheiden, er erklärte das für das Schwerste; Rüks war in derselben Lage, und immer wieder begegnete den beiden Gelehrten, daß sie bei den Wendungen einander den Rücken zuehrten oder sich verdutzt in die Augen sahen. War dann einmal von dem Feind die Rede, und wie sich ein tapferer Mann dabei zu verhalten habe, dann hörte Buttmann zu, betrübt auf seinen Spieß gelehnt, und sagte endlich:

„Ihr habt gut reden, ihr seid von Natur herzlich.“

Der Gerichtsrat Tepler schrieb in seinen Erinnerungen: „Wer als Kind, wie ich, jene Zeit durchlebt hat, der erinnert sich, mit welcher Begeisterung auch wir Knaben uns rüsteten. Auch die Kleineren mußten einen tüchtigen Knüppel bewahren. Ein armer Knabe, der in einer Fabrik arbeitete, wurde gefragt, weshalb er keine Waffe führe, er sagte: ‚Ich habe eine Tasche voll Steine.‘ – die trug er gegen die Franzosen fortwährend mit sich herum.“

Bei dem Historiker Stieve liest man über das Schicksal eines 17jährigen Pastorensohns aus Naumburg, Friedrich Staps:

Anlässlich einer Heerschau näherte sich dem Kaiser ein Jüngling, bei dem man nach seiner Verhaftung ein großes Messer entdeckte. Gefragt, was er wollte, gestand er offen, er habe den Kaiser ermorden wollen. Napoleon verhörte ihn selbst, und fragte ihn, was er wohl täte, wenn er begnadigt würde. Die Antwort lautete: „Ich würde Sie doch zu töten versuchen!“

Der junge, gerade einmal 17jährige Friedrich Staps wurde erschossen.

Musik

Weiter Gustav Freytag:

Während zu Hause in den Städten alles noch wie ein gefahrloses Spiel schien, war doch Auge und Ohr in die Ferne gerichtet, wo der furchtbare Ernst des Krieges begonnen hatte. Um die Lieben, die an der Front kämpften, um das Geschick des Vaterlands sorgten sich unablässig die Zurückgebliebenen..

Kein Tag, der nicht Gerüchte, der nicht bedeutungsvolle Ereignisse verkündete. An der Tür des Rathauses, in der Kirche, im Theater wurden sie bekannt gegeben.

Anfang April 1813 war das Gefecht bei Zehdenick, der erste zweifellose Sieg der Preußen. Weit herum in der Landschaft eilten die Leute auf die Kirchtürme, zuerst die

Kunde zu erspähen; und als die frohe Botschaft kam, kannte die Freude keine Grenzen.

Und lauter wurde das Getöse des Krieges, grimmiger der Zusammenstoß der Armeen, Siegesjubiläum und Sorge in schnellem Wechsel...

Friedrich Förster, Lützower Jäger und Historiker; erzählt das Geschick seines tapferen Kameraden:

**Ich hatt einen braven Kamerad,
kein tapfrer war im Feld.
Und gab es verwegen zu jagen,
den Feind aus der Schanze zu schlagen,
wir waren uns treu gesellt.**

**Ein feines Bürschchen war es noch,
ein blutjung Milchgesicht,
und neckten ihn gute Bekannte,
dann sang er in hohem Diskante:
„Die Schneider sind anders nicht.“**

**Nie wich er von meiner Seite,
gefällig und behend;
verstand gut zu kochen, zu waschen,
nun hat ich ganze Gamaschen
und auch ein weißes Hemd.**

**Bei Lüneburg in der Heiden,
da liegt ein großer Wald,**

**„Auf, auf zum fröhlichen Jagen!
Die Franzosen herausgeschlagen!“
Das Büchselein blitzt und knallt.**

**Und vor dem Wald da draußen,
empfang uns Kanonengruß,
„Spielt auf, spielt auf zum Tanze!
Ihr Brüder, wir stürmen die Schanze,
den Feinden zum Verdruß!“**

**Mein Bürschlein nahm eine Trommel!
Marschierte uns voran,
den Sturmschritt hat er geschlagen,
wir stürmten ohne Verzagen
den grünen Hügel hinan.**

**Und als die letzte Salve kam,
da stürzten sie Mann bei Mann,
da sank auch mein Kamerad nieder!
„Ach“, rief er, „nehmt euch, ihr Brüder,
eines armen Mädchens an!“**

**Und wenn's mein eigener Bruder wär,
jetzt vorwärts zu dieser Stund!**

**Hurra! Auf die Schanzen gesprungen –
Ihr Kanonen habt ausgesungen –
Wir stopfen euch euern Mund.**

**Es waren die ersten Kanonen
gewonnen von dem Feind.**

**In dem Pulverdampf inmitten,
wir haben wie die Kinder drauf geritten,
und haben vor Freuden geweint.**

**Und war nun auch der Jubel groß,
ach, eins ging mir doch nah!
Wo ist mein Kamerad geblieben?
Es wollt mich zu Tode betrüben,
daß ich ihn nicht bei uns sah.**

**Da unten auf grüner Heide tot,
da lag eine Jungfer zart.
Prochaska war sie geheißten –
Das tapferste Mädchen in Preußen!
Sie war mein Kamerad!**

Marie Christiane Eleonore Prochaska war eine deutsche Soldatin im Lützowsche Freikorps. Geboren: 11. März 1785, in Potsdam, gefallen mit 28 Jahren am 5. Oktober 1813, in Dannenberg an der Elbe.

Und nun wieder Gustav Freytag:

Nach der Schlacht bei Großgörschen, als sich die Preußen zwar ungeschlagen, aber auf Grund ihrer zu geringen Zahl an Soldaten zurückziehen mußten, wurde verkündet, daß den Verwundeten Hilfe Not tut: Decken, Binden, Verbandszeug. Da begann überall im Volke ein Sammeln von Leinwand und das Leinwandzupfen. Unermüdlich zogen Kinder und Erwachsene die Fäden von altem Leinen auseinander, die Frauen schnitten Binden; sogar der Lehrer in der Schule schnitt mit der Papierschere die Lappen zurecht, welche ihm die Mädchen und Knaben nach seiner Forderung von zu Hause mitgebracht hatten, und mit heißen Wangen zerzupften die Kinder, während er lehrte, ihre Stücke zu großen Ballen; es wurde die gewöhnliche Abendarbeit in den Familien.

In der Nähe der Kampfschauplätze und in den Hauptstädten wurden ausgedehnte Räumlichkeiten für verwundete und kranke Krieger eingerichtet, überall traten die Frauen helfend dazu, Hofdamen, Schriftstellerinnen wie Rahel Varnhagen von Ense, treue Hausmütter. In einem großen Lazarett Berlins war auch die Frau Fichtes eine der Vorsteherinnen der weiblichen Pflege. Die Räume waren zu einem Pestort geworden, bösartige Nervenfieber herrschten und die Phantasien der Kranken machten den Aufenthalt entsetzlich. Der Frau Fichtes graute vor dem Furchtbaren, er aber bat sie, nicht aufzugeben. Da wurde auch sie vom Nervenfieber befallen, er pflegte die Kranke, wurde angesteckt und fand selbst den Tod.

In ähnlicher Weise wie die Frauen in der Hauptstadt haben an allen Orten des Landes deutsche Frauen in größter Selbstverleugnung und stiller dauerhafter Kraft ihre Pflicht getan.

Nach dem Rückzug bei Großgörschen, die furchtbare Schlacht bei Bautzen, Anfang Mai, verloren, der Waffenstillstand folgte. Ströme von Blut waren geflossen, das preußische Heer zurückgedrängt; der französische Kaiser schien für irdische Waffen unbesiegbar. Und doch, obgleich gerade die Klügsten sorgenvoll in die Zukunft blickten, im Volk blieb das Vertrauen zu Gott und zur guten Sache,

Und für das Heer sprach Gneisenau: „Die Armee ist ohngeachtet ihrer Rückzüge geschlossen und ungebrochen in ihrem Mut.“

Gebet während der Schlacht von Theodor Körner:

Vater, ich rufe dich!

Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze;
sprühend umzucken mich rasselnde Blitze;

Lenker der Schlachten, ich rufe dich.

Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!

Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:

Herr, ich erkenne deine Gebote;

Herr, wie du willst, so führe mich.

Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!

So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
als im Schlachtendonnerwetter,

Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.

Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!

In deine Hände befehl' ich mein Leben,
du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
zum Leben, zum Sterben segne mich.

Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!

Es ist ja kein Kampf für die Güter der Erde:

Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte;

drum, fallend und siegend, preis' ich dich.

Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!

Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,

wenn meine Adern geöffnet fließen:

Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!

Vater, ich rufe dich!

Theodor Körner fiel am 26. August 1813 mit knapp
22 Jahren.

Gustav Freytag:

Der Krieg ging weiter; Stoß und Gegenstoß, Flut und Rückschlag; hart drängten die Heere gegeneinander. Vom Turm unsrer kleinen Stadt sah man bald die Heerhaufen der Feinde, bald die der Freunde heranziehen.

Dumpfe kurze Schläge in der Luft; es ist ferner Kanonendonner. Auf dem Markt, vor den Toren stehen die Menschen, wenig wird gesprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, vom Giebel ihrer Häuser schauen die Bürger angstvoll in die Ferne.

Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Galopp stürmen feindliche Reiter durch das Stadttor. Die Haufen der Bürger fahren auseinander; laut ertönt Schrei, Zuruf, Klage. Wer noch ein Gespann besitzt reißt die Rosse zur Deichsel, die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die wertvollsten Kisten auf die Wagen, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden Toren drängt das Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menschen. Ist ein sumpfiges Bruchland, schwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, so geht

die Flucht dorthin. Hier sammeln sich große Scharen, eng gedrängt; unter Rindern und Füllen birgt sich der Städter und der Landmann durch mehrer Tage; zuweilen wochenlang.

Wer aber in der Stadt bei seinem Eigentum oder in seiner Pflicht zurückbleibt, der ist natürlich bemüht, die Seinen und die Habe zu verstecken. Hat gar die Stadt die besondere Wut des Feindes zu befürchten, weil sie durch preußischen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger.

Jetzt steht der Feind steht vor den Toren:

Leere Straßen, lautlose Stille, die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Türen fest verriegelt, aber hinter Vorhang und Tor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher tausendstimmiger Ruf: Vive l'empereur! Und wie ein Wasserfall stürzt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an die Haustüren, öffnet sich eine Tür nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüste Streit, den der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feind auszumachen hat, nicht selten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern, Gewalttat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Wertvolles und Wertloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei solchen, welche geflohen sind, denn die Habe ihres Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen.

Die Beamten, die noch in der Stadt sind, werden auf das Rathaus geschleppt, und über die Quartiere der Truppen, über Lieferung von Lebensmittel und Pferdefutter; und über unmögliche Geldzahlungen, welche die Stadt leisten soll, beginnt die peinliche Verhandlung..

Können die feindlichen Führer nicht durch Geschenke befriedigt werden, oder soll die Stadt eine Strafe erhalten, so werden angesehene Bürger zusammengetrieben, festgehalten, bedroht, oder als Geiseln fortgeführt...

Der Franzose ist schnell eingerichtet, aus den Vorstädten hat er sich Stroh herbeigeht, die Lebensmittel hat er unterwegs geraubt, jetzt zerschlägt er zum Brennholz die Türen und Möbel. Die Lagerfeuer flackern hell auf, lautes Lachen, französische Lieder klingen um die Flammen. (*Musikuntermalung*)

Und zieht am Morgen nach einer Nacht, die der Bürger unruhig durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht er die schnelle Verwüstung in der Stadt, und vor dem Tor die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Reiter zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachfeuer, der Bürger mag darin die Bretter seines Wagens, die Tore seiner Scheune finden; kaum erkennt er die Stelle, wo sein eigener Garten war, denn mit Lagerstroh und wüstem Unrat, mit dem Blute und Eingeweide geschlachteter Tiere ist der Platz bedeckt... (*fine*)

Herb war es, solche Stunden zu durchleben, und wohl manchem sank der Mut; aber der Mensch wird bei einer schnellen Folge großer, furchtbarer Ereignisse kälter, zäher und härter gegen sich selbst; der starke Anteil, welchen jeder Einzelne an dem Schicksal des Staates nahm, machte gleichgültiger gegen die eigene Not. Und das Letzte, das Leben war ja doch gerettet. Und man hoffte.

Nicht lange, und die verheerende Welle schlägt zurück. Wieder dröhnt der Geschützdonner, wieder rasseln die Trommeln. Die preußischen und russischen Bataillone sind nun auch vorgedrungen und um die Stadt tobt der wilde Kampf. Es ist junge Landwehr, die heute ihre Bluttaufnahme erhalten soll. Die Bürger haben Frauen und Kinder wieder in Kellern und abgelegenen Räumen geborgen. Auf dem Marktplatz halten Bataillone, Munitionswagen werden aufgeföhren und geöffnet

An demselben Tor, durch welches vor wenigen Tagen der Feind in die Stadt stürzte, brennt der heiße Kampf. Mehr als einmal müssen die Kämpfenden abgelöst werden.

Wenn die Kameraden aus dem Gefecht zurückkehren, das Antlitz mit Pulver geschwärzt, mit Schweiß und Blut bedeckt, da will der ungeübten

Landwehrmannschaft fast der Mut sinken, aber die Offiziere, auch sie vielleicht zu ersten Mal im Nahkampf, rufen: „Vorwärts, Kinder, fürs Vaterland!“ und so treiben sie den Feind zu den Toren der Stadt.

Auf dem Pflaster der Straße, auf den Schwellen der Häuser liegen die Toten und Verwundeten. Da vermag keiner der Bürger länger die geschlossene Luft seines

Verstecks zu ertragen. Dicht hinter den kämpfenden Landsleuten drängen sie sich in die Nähe des Gefechtes. Die Verwundeten hebt man empor und trägt sie auf dem Rücken in das Haus oder ins Lazarett. Nicht die letzten sind die Knaben, sie holen Wasser und rufen in die Häuser nach einem Trunk, sie stützen die Verwundeten, sie klettern auf die Munitionswagen und reichen Patronen herab, stolz auf ihre Arbeit, unbekümmert um das pfeifende Blei. Ja, auch die Frauen stürzen aus den Häusern, in den Schürzen geschnittenes Brot, in den Händen die gefüllten Krüge. Es mag doch etwas helfen für das Vaterland.

In anderen Städten, Lüneburg z.B. trugen Frauen auch noch ganz andere Dinge in ihrer Schürze; ein Text von Friedrich Rückert :**Johanna Stegen**

In den Lüneburger Toren
ward ein seltner Kampf geseh'n,
daß der Kampf nicht ging verloren,
ist durch Mädchendienst gescheh'n. —

Bürger griffen zu den Waffen,
der Franzosen arge Brut
aus der Stadt hinauszuschaffen,
weil sie drin gehaust nicht gut.

Wie sie gegenüber standen,
schossen sie nun hin und her,
bis die städt'schen Schützen fanden
ihre Taschen pulverleer.

Ein französischer Pulverwagen
lag gestürzt am fernen Ort,
Und verstreut am Boden lagen

Haufen von Patronen dort.

Dieses ward ein Mädchen inne,
die Johanna Stegen hieß,
die es mit entschloss'nem Sinne
nicht zu nutzen unterließ.

In die aufgefaßte Schürze,
raffte sie behendlich ein,
trug die köstlich teure Würze
ihnen in Reih und Glied hinein

Schnell geleeret ward die Schürze
und verschossen auf den Feind,
dem die eigne gute Würze
übel zu bekommen scheint.

Wie auch dichter Kugelregen
von dem Feinde rings geschah,
immer ist Johanna Stegen
mit der vollen Schürze nah.

Und so ist zuletzt geschehen,
was da zu vermuten war,
daß der Feind nicht länger stehen
konnte vor der Bürgerschar.

Denn sie sagen, jeder Jäger
war im Laden so geschwind,
wie's nun sein kann, wo die Träger

der Patronen Mädchen sind.

Zurück zu Gustav Freytag und unserer kleinen Stadt.

Auch hier ist das Gefecht vorüber, der Feind mit Hilfe der Kosaken zurückgeschlagen. Kurze Zeit später aber bewegt sich ein trauriger Zug durch die Stadt, gefangene Feinde, von den Kosaken bewacht. Hartherzig treiben die russischen Reiter den ermatteten Haufen, auf dem freien Platz der Vorstadt wird kurze rast gestattet. Erschöpft, wund, halb ohnmächtig legen sich die Gefangenen in den Staub, es ist der zweite Tag, daß sie nicht Speise, nicht Trank erhalten haben, nicht einmal einen Trunk aus Brunnen oder Graben haben die Treiber gestattet, mit Schlägen und Lanzenstößen haben sie die Ermatteten mißhandelt. Jetzt flehen diese mit ausgestreckten Händen in ihrer Sprache zu den Städtern. Es ist in der Mehrzahl junges Franzosenvolk, arme Knaben, bleich und verfallen die Gesichter. Wieder eilen die Bürger mit Speise und Trank herzu, reichliche Haufen von Brot werden herangetragen; aber die Russen hungern selbst, sie stoßen die herantretenden Leute zurück und entreißen ihnen die Gaben. Da legen die Hausfrauen Körbe und Flaschen in die Hände ihrer Kinder, ein beherzter Knabe springt voran, die kleine Schar, Mädchen und kleine Buben trippeln nach, mitten unter die liegenden Gefangenen, auch die Kleinsten wanken tapfer von Mann zu Mann und teilen lächeln aus, unbekümmert um die bärtigen Wächter. Denn der Kosak tut den Kindern nichts zu leide. Und der Deutsche ist auch gegen seine Feinde nicht unbillig. (So geschehen am 22. Mai in Bunzlau).

In diesen Tagen fühlte sich das ganze Volk wie eine große Familie. Der Unterschied der Stände, die Verschiedenheit der Berufe trennte nicht mehr, Freude und Leid war gemeinsam. Die Fürstentochter stand neben der Frau des Handwerkers in demselben Verein, und beide berieten eifrig und achtungsvoll miteinander, und der Landjunker, der noch vor wenigen Monaten jeden bürgerlichen Mann in seinem Bereich als Eindringling betrachtet hätte, ritt jetzt wohl täglich vom Gute nach der Stadt, um bei seinem neuen Freunde, dem Ratsherrn, die Kriegspfeife zu rauchen und mit ihm über

die Neuigkeiten und über das zu plaudern, was beiden das Liebste war, über das Regiment, in welchem ihre Söhne nebeneinander fochten. Freier, sicherer, besser wurden die Menschen in dieser Zeit, die grämliche Steifheit des Beamten, der Hochmut des Edelmannes, selbst der mißtrauische Eigennutz des Bauern waren weggeblasen; altes Unrecht, lang genährter Groll waren vergessen, der Kern der Menschen war für alle sichtbar zu Tage gekommen. Wie sich jeder gegen den Staat gezeigt, darnach wurde er beurteilt.

Aus der Zeit der großen Siege kam: Großbeeren,
Hagelsberg, und der Schlacht an der Katzbach ein Gedicht
des Oldenburgers Julius Mosen:

Der Trompeter

Von Wunden ganz bedeckt
der Trompeter sterbend ruht,
an der Katzbach hingestreckt.
Seiner Brust entquillt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
doch sterben kann er nicht,
bis neue Siegeskunde
zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
in Todesängsten bang,
zu ihm herüberdringet
ein wohlbekannter Klang

Das hebt ihn von der Erde,

er streckt sich starr und wild,
dort sitzt er auf dem Pferde
als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert,
fäßt hält sie seine Hand –
und wie ein Donner wettet.
Viktoria! – in das Land.

Viktoria! – so klang es!
Viktoria! Überall!
Viktoria! So klang es
Hervor im kräft'gen Schall!

Doch als es ausgekungen,
setzt die Trompet' er ab,
das Herz ist ihm zersprungen,
vom Roß stürzt er herab,

und um ihn rum im Kreise
hielt's ganze Regiment
der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End.“

Gustav Freytag:

Als einzelne Gestalten preußischer Feldherren sich immer höher vor den Augen des Volkes erhoben und Millionen die Freude wurde, stolz zu sein auf das Heer und seine Führer, als endlich die Völkerschlacht geschlagen und das Größte erreicht war, die Niederlage und die Flucht des verhaßten Eroberers und die Befreiung des Landes von seinen Heeren, da wurde auch die höchste Freude in aller Stille genossen. In der

Kirche hörten sie die Dankesworte des Geistlichen und am Abend setzten sie ihre Straße erleuchtend die Lichter ans Fenster. Vier Lichter am Fenster waren damals schon eine ansehnliche Sache, auch der Ärmste sparte die Kreuzer für zwei, und benutzte, wo ihm die Leuchter fehlten, nach alter Gewohnheit die stets nützliche Kartoffel; der Unternehmende wagte wohl auch ein Transparent, und ein armes Mütterchen hing neben die Lichter die beiden Briefe aus, die ihr Sohn aus dem Feld geschrieben hatte.

Da ich die Briefe des Sohnes leider nicht habe, aber Briefe der Leonore Prochaska an ihren jüngeren Bruder möchte ich Ihnen davon Ausschnitte vorlesen:

„Lieber Bruder! Seit vier Wochen schon bin ich Soldat. Du weißt, daß dieser Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Ich habe nur noch die große Bitte, daß Du es Vater und Mutter vorträgst, so vorteilhaft wie möglich für mich. ..

„Lieber, guter Bruder, Du sagtest mir einmal, ich müßte Dein Herz nicht zu dem eines Weibes herabstimmen, sondern in Dir allen Mut zu erwecken suchen. Sieh, Lieber, so denke ich jetzt von Dir und habe die feste Überzeugung, daß Du, der Vater, die Mutter und Karoline mir nicht böse seid, und so gehe ich durch diesen Gedanken gestärkt, voll Mut und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann, guter Bruder, wird meine Freude überschwenglich sein, komme ich nicht zurück, dann sage ich dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl; ich kann vor Tränen nichts weiter sagen, als daß ich auch – noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde

Deine Dich ewig liebende Schwester

Leonore (gen. August Renz)

Gustav Freytag: In den östlichen Provinzen des preußischen Staats begann die große Erhebung; wie sie sich dort im Volke dargestellt, wurde (u.a.) zu schildern

versucht. Aber dieselbe starke Strömung flutete auch in den Ländern jenseits der Elbe, nicht nur in den altpreußischen Landesteilen, auch in Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen, an der Nordsee.

Das Jahr 1813 hat Deutschland von der Herrschaft eines fremden Volkes befreit. Es hat einer unerträglichen Knechtschaft ein blutiges Ende gemacht. Es hat zum ersten Mal, seit es eine deutsche Geschichte gibt, durch eine gewaltige Entwicklung der Volkskraft eine ungeheure politische Entscheidung herbeigeführt. Es hat die Stellung der Nation zu ihrem Fürsten durchaus geändert. Denn es hat über den selbstsüchtigen Bestrebungen der Herrscherhäuser und dem Hader der Regierungen das Vorhandensein einer stärkeren Gewalt erwiesen. Es hat jedem einzelnen Mann, jeder einzelnen Frau einen größeren Inhalt gegeben, Teilnahme am Ganzen, politische Leidenschaft, die höchsten irdischen Ziele, ein Vaterland, einen Staat, für den er zu sterben, allmählich auch zu leben lernte..

Uns aber den Enkeln des Geschlechts von 1813 ziemt nicht, den glorreichen Kampf unserer Ahnen zu verkleinern, weil sie auch uns zu tun übrig ließen.....

„Ohne die Geschichte des Vaterlandes,“ sagt Friedrich Ludwig Jahn, „ohne die Kenntnis seiner Vorteile, kann der Bürger sein Vaterland nicht lieben, ohne die Tugenden seiner Väter zu wissen, kann er ihnen nicht nachstreben; ohne von den Patrioten gehört zu haben, kann er ihnen nicht nacheifern; kurz, ohne die Kenntnis der vaterländischen Geschichte ist der Bürger ein Spielball in der Hand schlauer Betrüger.“